
Siebzehntes Kapitel.

Castelli und seine niederösterreichischen Gedichte.

Ich hatte Noth genug, in dem weitläufigen Wien mich nach der Wohnung des bekannten Dichters Castelli hinzufügen, aber die gutherzigen Wiener berichten Einen mit so vieler Gemüthlichkeit unrecht, daß man es Keinem übelnehmen kann. Mehrere hatten sogar die Gefälligkeit, mich eine ganze weite Strecke zu begleiten, damit ich auch ja nicht fehlen konnte, und wenn wir an Ort und Stelle waren, erstaunten die guten Menschen nicht wenig, daß wir uns alle Beide versehen hatten. Es ist in Wien eine wahre Lust sich zu verirren, ganz wie im Bereiche der Liebe, nur daß man sich im letztern nicht gern zurecht fragt, was dagegen in Wien eben den Spas ausmacht. Gleich unsern Canzelrednern, sind die, welche wir nach dem rechten Wege fragen, gefällig genug, selbst mit uns in der Irre herumzulaufen, und, wie in der moralischen Welt, hat man auf den Abwegen jederzeit stärkere und angenehmere Gesellschaft, als auf dem rechten Pfade. — Hat nun ein gefälliger Wiener, von welchem wir uns zu

recht weisen lassen wollen, auf solche Weise sich und uns irreführt, so hat man Noth, dem Manne begreiflich zu machen, daß dieß nicht der Ort sey, den wir gesucht. Sein Wunsch, uns an den Ort der Bestimmung geführt zu haben, ist so ungeheuchelt und lebhaft, daß er sich gar nicht von dem Gedanken trennen kann, ihn erfüllt zu sehen und Alles anbietet, um uns zu überzeugen, daß wir wirklich an der bezeichneten Stelle sind. Manche macht dann das Feuer, der Eifer ihrer Beredsamkeit — besonders wenn sie hartnäckige Ungläubigkeit an uns wahrnehmen — aus lauter Gefälligkeitseifer für uns, beinahe grob, und da auch dies aus so edelmüthigen Beweggründen entspringt, so führt es natürlich wieder zu neuem Spaße.

Als ich mich endlich mit ziemlicher Mühe und Noth zurechtgefragt hatte, öffnete mir eine abgeblühte, aber freundliche Haushälterin die Thüre; mit vieler Dienstfertigkeit nahm sie mir Hut und Mantel ab und bat mich einzutreten. Ein Mann in den ausgehenden Mitteljahren empfing mich mit einfacher, aber gewinnender Herzlichkeit; es war Castelli. Aufrichtig gestanden, hatte ich mir eine ziemlich entgegengesetzte Vorstellung von dem Manne gemacht. Die Jovialität, die Lebenslust und Schalkhaftigkeit, welche die vorherrschenden Elemente seiner dichterischen Erzeugnisse abgeben, ließen mich auf einen Mann von Laune und Lebendigkeit, von Frohsinn und äußerer Eleganz schließen. Ich hatte mich geirrt. Castelli's Züge tragen das Gepräge eines geistigen Stilllebens, Auge und

Mund zeugen von Milde und innerer Ruhe, die jedoch nicht frei von einem Anfluge der Schwermuth ist. Dabei liegt in seinem Gesicht wie in seinem Wesen so viel unverkennbare Herzensgüte und einfache Biederkeit, daß man sich schnell mit ihm befreundet und zu ihm hingezogen fühlt.

In seiner Mittheilung ist er eben so einfach und vertraulich, wie in seinen Mienen, doch scheint er dem Gespräche eines persönlich ihm noch unbekanntem Menschen, für welchen er sich in einiger Hinsicht interessirt, mit besonderer innern Aufmerksamkeit sich hinzugeben, wie ich aus seinem schnellen Erfassen einiger epigrammatischen Wortwendungen, die mir zufällig entschlüpfen, zu bemerken glaubte. Er scheint ein Freund solcher Redepointen zu seyn, wenigstens zergliederte er sie mit einigem Wohlgefallen gewöhnlich noch insbesondere,

In Castelli's ganzem Wesen liegt etwas Wohlthuendes, Versöhnendes. Jeder Stachel bleibt seiner Rede fern, und selbst das Nüchterne oder Verwerfliche deutet er mit einer unschuldigen Ironie an, in welcher gewissermaßen eine Art von Fürbitte oder Entschuldigung liegt. Der Grundzug seines Charakters ist Wohlwollen, und da er diesen unter keinem Verhältnisse verläugnet, sondern unter allen Umständen ihn bewährt, so ist in dem großen Wien auch nur Eine Stimme über ihn, und allenthalben spricht man nur mit Achtung und Auszeichnung von dem vielfach verdienstvollen, geistreichen und liebenswürdigen Manne, dessen redliches Streben und ehrenwerthes Wirken

selbst von jüngern Literaten nicht verkannt wird, die sonst nicht durchgängig seine Ansichten theilen. —

In seinem Häuslichen ist das leitende Princip des Hagestolzen. — Castelli ist unverheirathet geblieben — nicht zu verkennen, und dies mag dem wackern Manne gewiß manchen neckenden Scherz aus dem Munde seiner Freunde zugezogen haben. Man findet ganz diese matronenmäßige Ordnungsliebe, diese altjüngferliche Reinlichkeit und Liebhaberei am Aufpußen und an glänzenden Säckelchen bei ihm wieder, welche, als vorherrschende Eigenschaften, den Charakter des Hagestolzen bezeichnen und selbigen den Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechts verwandt machen, obschon der Inhaber selbst dies gewiß auf das Hartnäckigste bestreiten würde.

Seine Zimmer sind mit einer Unzahl von Portraits lebender und verstorbener Schauspieler und Dichter, auch Helden und Staatsmänner geziert, zu denen sich auch andere Kupferstiche, namentlich altfranzösische, in stumpfer Einträchtigkeit gesellen. Selbst mit Conchylien, Tassen und blinkenden Gefäßen hat er aufgepußt, und in dieser freundlichen, spielenden Liebhaberei glaubte ich den muntern, harmlos scherzenden und tändelnden Geist des österreichischen Volksdichters — mit welchem Ehrennamen man, wie ich weiterhin zu beweisen hoffe, Castelli wohl belegen darf — wieder zu erkennen. —

Sein wahrer Stolz und seine eigentliche Lebensfreude aber sind die in einem zierlichen und geräumigen Glasschränke aufgestellten Dosen aller Art, deren größter Theil

durch ihre einstigen Inhaber zu historischer Bedeutsamkeit gelangt sind. So viel ich mich entsinne, befinden sich darunter Dosen von Napoleon, von Friedrich II., vom Sandwirth Hofser und andern weltgeschichtlichen Personen, denen diese Reliquien-Sammlung unwiderlegbar eine Nase gibt. So viel ist gewiß, daß, unter den genannten drei Zeitheroen, Friedrich II. — als der leidenschaftlichste Schnupfer von Allen — auch die beste Nase besaß und in einem siebenjährigen Kriege alle seine Feinde zum Niesen gebracht hat, obschon keiner derselben sich ein recht herzliches Prosit zurufen konnte. — Napoleon's Nase hatte offenbar in dem Wehrauchdunste der schnellen Größe und des unwandelbaren Glückes gekittet; wenigstens roch er die russische Schneelust viel zu spät. Der Pulvergeruch vor Leipzig ertödtete dieses Organ völlig, wie hätte er sich sonst in die Arme des nach Steinkohlen stinkenden Englands geworfen, dessen Luft von jeher mit Verrath und dessen Großmuth stets mit dem Knoblauchsgeruche jüdischer Rechnenkünste geschwängert war, und dessen Nationalfarben Spleen und Gaunerei sind! —

Ob übrigens der treffliche Castelli, bei seinem sichtlich Enthusiasmus für dergleichen historische Nachlassereffekten, bei deren Ankaufe nicht selten arg hinter's Licht geführt worden seyn mag, wage ich weder zu behaupten, noch abzuläugnen. Jede Liebhaberei ist leichtgläubig, blindvertrauend, und wie mit den Menschen, geht es ihr mit den Sachen. Hat man doch selbst unserm ehrwürdigen

und hiebern Archäologen, dem Vater Böttiger — unth-
mastlich mit Unrecht — einen ähnlichen Vorwurf gemacht. —

Castelli's Behausung dient zugleich zu einem Ver-
sammlungsorte und Sprechsaale für die Gelehrten Wiens.
Besonders in den Frühstunden findet man daselbst einen
Kreis interessanter Männer, Gelehrter, Schriftsteller und
Beamte, welche sich theils durch die persönlichen liebens-
würdigen Eigenschaften des Wirthes, theils durch dessen
reiche Sammlungen von Antiquitäten aller Arten dorthin
gezogen fühlen mögen. Dies verleiht natürlich seinem
Hause einen besondern Reiz, und gibt der Stellung unsers
Dichters auch aus dem gesellschaftlichen Verhältnisse heraus
betrachtet, einen interessanten Charakter, der vorzüglich
für Fremde anziehend ist.

Ich fand, unter andern dergleichen Männern, auch
einen jungen Archäologen bei ihm, einen Antiquar aus
Liebhabelei. Der Mensch schien unverschämt viel gelesen
zu haben, aber es grünte in ihm nicht. Sein Geist roch
nach der Kellerluft; nirgend Wärme und Empfindung;
und was er ja von sich gab, war bloß Gewächs, nicht
Blüthe, ohngefähr wie der Schimmel am verderbenen
Brote, und führte eben so wenig geistigen Nahrungs-
stoff in sich, wie die Pilze — jene ekeln Sprößlinge von
Moder und Fäulniß — physischen enthalten mögen.
Und, hilf Himmel! wie sah der Mann aus! nicht anders,
als sey er in der Buttermilch ertrunken. Zwei über-
sichtige Augen hinkten mit so haarbleichem Glanze — wie
Kockknöpfe von verdächtiger Composition — ihm im Kopfe

herum, zwischen ihnen hatte die Natur eine angebliche Nase, gleich einer Wagendeichsel, hinausgeschoben, und überdem war diese Physiognomie, welche sicher ihren Platz in irgend einer Naturgeschichte gefunden haben würde, von einem zwischen Bleiweiß und Schmutzgrün zweifelnden Farbentone übertüncht, als ob sie früher einmal als Hünereaugenpflaster gedient habe. Seine Sprache klang, wie wenn man mit den Fingernägeln an einer Kalkwand schabt; kurz der Zufall hatte alles Krankhafte, alle Langweiligkeit der Erde auf einem Haufen gekehrt und daraus einen jungen Archäologen und Antiquar aus Liebhaberei, gebacken. Solche lebende Geisteslazarethe sind mir von jeher in den Tod zuwider gewesen, und ich konnte daher auch dieses Geschöpf, welches aus einem glaubwürdigen Munde, nämlich von Castelli selbst, ein Mensch genannt wurde und sonach schon dafür gelten mußte, nie ansehen, ohne daß mir, so zu sagen, der Tod über's Grab lief. —

Zu meinem Glücke saß ihm zur Seite ein Schweizer, eine Kernnatur, schroff aber fest wie die Alpen, der Charakter abgestuft, aber ächt, rein und harmonisch, wie das Echo seiner Berge. Körperliche und geistige Fülle strogte in seinen Worten und Geberden, kräftige Natur und unverfälschte Geistesbildung leuchteten unverkennbar aus seinem ganzen Wesen. Wenn das Wolkengesicht des Archäologen mir den Athem schnürte, so sah ich meinen Schweizer an, und es war mir dann zu Muthe, als ob ich aus einem Schwigbade in die saufende, frische Berg-

luft hinausträte, oder den Anblick eines Speckpöcklings mit dem eines Wilhelm Tell vertauschte. Und wenn er von seiner Schweiz sprach, so leuchteten ihm die Augen, wie die Sonne hinter den Gletschern. Leider läßt sich jetzt nicht viel Erbauliches von dem Lande erzählen. —

Einen andern Schweizer hörte ich einmal von seinem Vaterlande sagen: „es würde ein Paradies zu nennen seyn, wenn nur die Politik darin nicht so hundsöttisch wäre.“ — Und ich glaube selbst, daß er Recht hatte. Die Schweiz ist in sich selbst eine arge Ironie der deutschen Freiheit, und die Natur hat dort eine Satyre auf ihre Bewohner geschrieben. Die Berge, die Gletscher, die Alpen stehen als ungeheure Freiheitsgefänge da, der Sturmwind, die Catarakten und das tausendstimmige Bergecho haben die welterschütterndsten Melodien dazu componirt, die ehrlichen Bergbewohner verstehen bloß die Musik, nicht den Sinn, und merken nicht einmal, daß der Welterschöpfer sie in den Schönheiten ihres eignen Landes persiflirt hat, daß er just auf ihre Zwangketten die Spottworte: Freiheit und Gleichheit, schrieb! — Und die Leute sind harmlos genug, bloß die Inschrift zu sehen, und nicht die Ketten, und die Oesterreicher sind wiederum gescheut genug, ihnen die Inschrift nicht auszulöschen, da ihnen dieselbe einmal so viel unschuldiges Vergnügen gewährt. Denn die Freiheit nimmt sich geschrieben ganz allerliebste aus, und darum gemahnen mich alte Pergamente und Freiheitssurkunden immer wie zierlich geschriebene Speisezetteln, auf denen die apartesten Gerichte von der Welt verzeichnet sind und

die, unsere Gaumen schon in der Imagination kitzelnd, es uns endlich ganz vergessen machen, daß alle diese Delicatessen nur geschrieben dastehen und in der Wirklichkeit für den Augenblick gar nicht vorhanden sind. Darum statuire man den Leuten dergleichen Seligkeiten wenigstens im Papiere. Selbst der liebe Gott würde nicht halb so viel Credit unter den Christenseelen besitzen, wenn er ihnen seinen Himmel nicht schwarz auf weiß im neuen Testamente verschrieben hätte. In früherer besserer Zeit gab er seine Gebote und Verheißungen sogar in Stein gegraben von sich, aber es ist kein Glück damit gewesen. Schon die Juden haben sie einmal zerbrochen und das andere Mal verloren, und in der Schweiz — wo der liebe Gott ebenfalls in die Steintafeln der Berge und Felsen sehr leserlich schrieb: „Ihr sollt frei seyn in einem freien Lande!“ — hat die Wiener Politik ihm eine zeitgemäße Correctur hineingeschwärzt, und nun steht geschrieben: „Ihr sollt Knechte seyn in einem freien Lande!“ —

Es ist die höchste Malice unserer Dichter, wenn sie die Schweiz ein freies Land nennen, sie ist blos ein Kerker, welchen die Luft von allen Seiten durchstreicht, die Sonne von allen Seiten bescheint, aber sie ist doch ein Kerker. Wenn ein Schweizer auf der Spitze der Alpen steht und gut geladen hat, so ist er der freieste Mensch unter der Sonne, nicht einmal die Wiener Polizei wittert ihn an, weil es da oben nicht der Mühe werth wäre, und wenn er just bei Stimme ist und die Luft nicht nach Oesterreich hineinstößt, so darf er den Felsenkegeln und

Berghünern sogar ein liberales Lied vom Winkelried oder Tell vorsingen. Kurz man gestattet ihm da droben die unbedingteste Freiheit, wie überhaupt allenthalben, wo er nichts damit anfangen und nur mit sich selbst frei seyn kann. Aber der Hunger oder die Langeweile treiben ihn wieder in's Thal, und unten ist der Freie wieder Knecht mit den Knechten. Man könnte eben so gut einen Stein, den man in die weite Luft hinausschleudert, ein freies Wesen nennen, und wirklich ist er dies einigermaßen, so lange die Fortwirkung des Schwunges ihn im Freien, abgezogen von der Masse der Allgemeinheit erhält. Aber die Kraft, die ihn treibt, läßt nach, er schwankt, sinkt zurück, und ruht nun wieder, ein Stein bei Steinen, gefesselt in seiner eignen, willenlosen Schwerkraft, welche tyrannisch-schlau ihn just im Mittelpunkte seines Gewichtes gefesselt hält. — Also den Stein fesselt seine Schwere, den Böhmen sein Stumpfsinn, den Italiener seine Faulheit und Gesangsliebe, den Ungar sein Belfern und den Schweizer sein, freilich trügerisches Freiheitsgefühl und seine angeborene Liebe zur Heimath. Man könnte einem Schweizer jede Sehne und Muskel binden, er würde es sich nicht einbilden gefesselt zu seyn, und eher würde man einen Todten zu der Ueberzeugung bringen, er werde noch zu einem hohen Lebensalter gedeihen, als daß ein Schweizer, selbst in zehnfacher Zwangsjacke, es sich einreden ließe, daß er ein Knecht sey. Gaukler kennen ein Kunststück, daß nämlich eine Henne — wenn man sie auf den Rücken legt und mit Kreide ihr einen Reifen um Schnabel und Füße

zeichnet — sich einbildet, gebunden zu seyn und demgemäß, ihre vermeintliche Bande starr im Auge behaltend, ruhig und lautlos liegen bleibt. Ein ächter Schweizer spielt just das Kehrstück zu einer solchen Henne. Man kann ihn, an Händen und Füßen geknebelt und gebunden, in einen ehernen Thurm werfen und ihm dabei mit Acide das Banner der Freiheit auf die Nase zeichnen, so glaubt er sich ein freier Mensch und weiß von seinen Ketten nicht das Geringste. Ich glaube, man könnte ihm die Kehle mit einem Hanfseile zuschnüren, und er würde sich noch beklagen, daß er viele Luft einschöpfe, und gar nicht bemerken, daß er ersticke. —

Die Anhänglichkeit für das Vaterland ist ein schönes, sogar ein höchst poetisches Gefühl, aber sie macht den Menschen gewissermaßen schwerfällig, es geht ihm damit wie den jungen Hühnern, die nicht gut laufen können, so lange sie noch die Eierschale hinten kleben haben, woraus sie gebrütet wurden. Auch der Schweizer stößt sich überall an seine Vaterlandsliebe, sie macht ihn lebenswürdig, aber philisterhaft, und insibulirt seine Thätigkeit, seine Kraft, vor allem aber sein Nachdenken, und dies am meisten macht ihn gut österreichisch gesinnt. Hätte er weniger Liebe, oder auch nur weniger Vorurtheil für sein Vaterland, so würden ihm doch dann und wann die Augen über seinen Zustand aufgehen, er würde sehen und fühlen, daß diese Berge die alten sind, daß aber eine andere Luft um sie weht, und daß es wohl noch eine Schweiz gibt, aber keine Schweizer mehr. Aber eben dies ist das Un-

glück, der Schweizer liebt nur das Land, nicht die Menschen, und so lange die Oesterreichische Politik ihm nicht seine Berge abtragen, nicht sein Echo zum Lande hinausjagen läßt, ist er zufrieden. Daher das schlechte Zusammenhalten der Eidgenossenschaft, daher der unselige Collegenneid der Cantone unter einander, das Ueberheben des einen Distriktes vor dem andern, kurz die große Harmonie der dortigen Natur und die armseligeerspaltung der Menschen.

Dies sind nicht die alten überkräftigen Helvetier, von denen ich spreche, nicht die Zeitgenossen eines Winkelried und Tell, nicht die Ueberwinder des wüthenden Burgunders, es sind die neuern Schweizer, und sie sind nur ein verkümmert Sprößling ihrer Ahnen.

Jede Nation muß sich früher oder später einmal überblühen, sie erzeugt dann nur spärliche, halbreife Früchte, und wie ein üppigtreibender Acker, muß sie während dieser Zeit ruhen, oft Jahrhunderte lang, ehe sie wieder zu kräftigen Thatenkeimen gedeihen mag. Die Helvetier haben einst geschaffen und gewirkt, die Uebersülle ihrer eignen Kraft hat sie erschöpft, und jetzt träumen sie nur noch von ihren Thaten, träumen in ihren stumpfsinnigen Fieberphantasieen und wissen nichts zu wirken, denn das Volk der Schweizer ist todtkrank. Außer dem todtten Begriffe eines Vaterlandes, ist an ihnen Alles nur fixe Idee, ihr Haß wie ihre Liebe; nur ein willenloser Instinkt führte sie gegen die jugendlichen Adler Napoleon's, nur ein Eigensinn, der sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wußte,

ließ sie für das Haus Oesterreich kämpfen, stürzte sie in die Bajonette der Franzosen und hieß sie einen Namen hassen, der sich ihnen noch niemals als Feind bewährte. —

Doch ich bin über diesen Betrachtungen gänzlich von meinem eigentlichen Capitel abgekommen. Beim Abschiede verehrte mir Castelli seine niederösterreichischen Gedichte *), welche in seinem Vaterlande außerordentliches Aufsehen erregt haben und die im Auslande sicher auch zu gleichem Erfolge gelangen würden, wenn die andern Deutschen den Muth hätten, auf die Gefahr der anfänglichen Schwierigkeit hin sich in den Geist der Sprache, zu dessen leichterem Erfassung der Dichter in den vorhergehenden grammatischen Andeutungen so hilfreiche Hand geboten hat, hineinzuarbeiten. Keiner sollte sich durch die ersten Mühen, durch das fremdartige Aussehen der Wörter abschrecken lassen, die letzteren werden uns, nach kurzem Umgange, schnell vertraut, und gewiß ist dieses Bestreben später mehr, als manches andere Studium, lohnend und genussreich.

Castelli ist gewissermaßen der Repräsentant des schöngeistigen Lebens in Wien, und die Worte, welche Dehlenschläger ihm in's Stammbuch schrieb, deuten eben-

*) Gedichte in niederösterreichischer Mundart von F. F. Castelli. Sammt allgemeinen grammatischen Andeutungen über den niederösterreichischen Dialect überhaupt, und einem Idioticon zur Verständlichmachung der in diesen Gedichten vorkommenden, der n. ö. Mundart ganz eigenthümlichen Wörter. Wien. In Commission bei F. Tendler. 1828.

falls: darauf hin. In seinen Gedichten — namentlich den niederösterreichischen — findet man ganz dieselbe kindliche und neckende, aber wohlwollende Natur wieder, welche den Grundstoff im Charakter des Oesterreichers bildet. Es sind in seinen Schriften, wie in der Sprache seiner Landesgenossen, so sinnige, feine Wahrheiten enthalten, die wohl geeignet wären, in den ästhetischen Circeln Norddeutschlands, oder wohl gar in den pikanten Pariser Salons Glück zu machen und Aufsehen zu erregen; aber alle diese Wahrheiten streben, solche Auszeichnung umgehend, vielmehr sichtlich darauf hin, nur im schlichtesten Gewande zu erscheinen, und das herzlich-volle Lachen einer gesunden Natur gilt dem Scherze des Wiener Volksdichters mehr, als das coquette Unterkippentälcheln einer geistreichen, aber an Migraine leidenden Dame Norddeutschlands. Der österreichische Humor und der eines Castelli will, gleich einer kräftigen Bergluft, mit voller Brust eingeathmet seyn, aber man darf ihn nicht, gleich den nach Lavendelwasser riechenden Berliner Calembour-Zephyren, sich zierlich zuführen lassen und mit üblichen und naturgemäßen Anstandspausen in ästhetischen Diebsportionen schlucken, damit sich keiner etwa verkußt. —

Auch finden wir in diesen niederösterreichischen Gedichten ganz die naive Kürze dieser Leute wieder, welche namentlich die dortigen Mädchen so reizend kleidet und die Castelli, in seinen vorangeschickten „verschiedenen Andeutungen,“ bei Gelegenheit seiner Auslegung des allbekanntesten nationalen Wortes „halb“ (das von ihm bald Herbstblüthen.

als das hochdeutsche denn, eben, nun einmal &c. bald auch als bloße Verstärkung irgend eines Nebenwortes, angegeben wird (durch ein sehr sinnreiches praktisches Beispiel erläutert, welches hier wörtlich einen Platz finden mag: —

„Ich kann mich nicht enthalten (bemerkt er), hier ein Beispiel anzuführen, wo das einzige Wörtlein *håld* Alles ausdrückt, was ein gekränktes Gemüth gegen eine herabwürdigende Beleidigung zu erwiedern vermöchte. Ich ging auf der Straße, und sah vor mir ein sehr hübsch gebautes Bauermädchen mit einem Korbe voll Trauben gehen. Ein junger Mensch beäugelte sie lüstern von allen Seiten, schnüffelte um sie herum, und hatte endlich sogar die Kühnheit, sie in den vollen, runden Arm zu kneipen; da blieb sie stehen, maß ihn mit großen Augen, stemmte beide Arme in die Seiten und rebete ihn in einem spöttisch-fragenden Tone mit den Worten: *Nån håld?* an. Nur der Niederösterreicher allein fühlt die ganze Kraft dieser winzigen zwei Wörter. Sie sollen heißen: Was willst du von mir? Wie kannst du dich erfrechen, mich zu betasten? hältst du mich für eine Schanddirne? Ich bin ein braves Mädchen, und du wärst schon gar nicht der Mann, dem ich Rede stehen möchte, und wenn du nicht auf der Stelle gehst, so werd' ich dich mores lehren. — Ich sehe manchen Fremden über diese Auslegung lächeln, aber ich versichere, daß in diesem Wörtlein

mit dem gehörigen Tone verbunden, wirklich all' dieser Sinn liegt." —

Allerdings streift diese allumfassende Auslegung zweier Sylben an's Unglaubliche, allein man muß bedenken, daß die gleichgültige Miene des Papiers nicht die des zürnenden Mädchens erschwingt, welches mit Ton, Geberde und Gesicht seinem einfachen Worte erst den Nachdruck gab und den eigentlichen Charakter verlieh. Und mit dieser Berücksichtigung wird Freund Castelli seinen kühnen Prozeß wohl gewinnen.

Es liegt in dem Wörtchen hald eine so willenlose, unbewußte Poesie, wie in den Lauten selbst, und diejenigen Fremden, welche es blindlings um sich werfen, um damit eine angebliche Nachahmung der österreichischen Sprache herauszubringen, werden höchstens eine deren wahren Wesen völlig entfremdete Carrikatur erzielen und mögen Castelli's darüber ertheilte Strafpredigt und Abfertigung auf sich anwenden und beherzigen.

Wirklich verdient unser Dichter — welcher, wie er in seinem Vorworte selbst erklärt, bei seiner durch mehrfache Gelegenheit erlangten Kenntniß des niederösterreichischen Dialectes, wohl gefühlt hat, „welche Naivetät, welche Fröhlichkeit, aber auch zugleich welch' ein tiefes Gemüth in demselben liege“ — den von mehreren Seiten ihm gewordenen Vergleich mit Hebel, welchen er schon seit längerer Zeit als seinen Liebling anerkannte und der ihm, bei Abfassung volksthümlischer Dialectgedichte, als Vorbild natürlich am nächsten liegen mußte. Er hat ihn in der

wunderbaren Verschmelzung des Ländelnden mit wahrhaft poetischer Gemüthstiefe, der einfachen Anschauung mit einer gewissen heitern Ironie, des klagenden Kindlichen Schmerzes mit dem schauerlich-stillen Tone der Ballade, kurz in allen den tiefergreifenden Naturlauten einer seelenvollen Gemüthlichkeit und Naivität, erreicht und steht ihm auch in der Kenntniß und in der eben so sichern als gefälligen Behandlung seiner Mundart nicht nach. Es sind Volksgedichte im edlern Sinne, einfach genug, um einem kunstlosen Gemüthe wohlthuend und anlockend zu werden, und bedeutungsvoll genug, um auch höhere Ansprüche ächter Poesie nicht unbefriedigt zu lassen.

Wie rein naiv ist z. B. folgendes Liedchen, welches Castelli mit einer gewissen Vorliebe zu dem ersten seines Buches gemacht hat: „Aloan (Allein).“

„I han eng a Häis'l an Roan,
 Das Häis'l is saur'r und nöb kloan,
 Aw'r al maint Zima
 Dö gfal'n ma halb nima:
 Den i bi in den Häis'l aloan.
 Fül Böga le, bald gros und bald kloan,
 Dö sids'n soarn'n Häis'l au'm Roan,
 Gan G'sang'l duad schal'n,
 Awr's wül ma nöb gfal'n:
 Den i hea halb bö Böga in aloan.

Au'm Bea^e cha^e l' foa^e n' Haus^e schdehd a^e Schdoan,

Da^o sids' i und schnaid^o maini Schdoan,

Da^o siachd^o ma^o waidmehdi,

Dö^o Aussichd^o is^o brechdi:

Awr's^o g'fraid^o mi^o des^o Schau'n^o nöd^o aloan.

Ma^oin^o Bodd'l^o is^o woach^o und nöd^o floan,

I^o awa^o lich^o hoat^o t^o wia^o — n — a^o Schdoan;

I^o walz^o mi^o halb^o uma

Als^o heb' i^o an^o Kuma

Den^o i^o lich^o halb^o in^o Bodd'l^o aloan.

A^o Dia^o n^o had^o da^o Bia^o t^o fon^o da^o G'moan,

Dö^o wa^o fia^o mi^o rechd^o, wia^o — n — i^o moan;

Zu'n^o Bai^o han^o i^o f' g'numa

In^o foaringa^o Suma,

Und^o sda^o — den^o *)^o bin^o i^o nima^o aloan.

Es^o wül's^o awa^o hiazd^o nima^o doan;

Main^o Haif'l^o dds^o wia^o b^o ia^o schon^o z'floan.

Dö^o Kua^o is^o ausg'flog'n,

I^o han^o mi^o bidrog'n,

D!^o i^o wolt' i^o wa^o wida^o aloan!"

*) sda — den: seitdem.

Und welches klagende, schmerzlich-schaurige Gefühl,
so ganz dem Charakter einer Volksballade entsprechend,
durchathmet nachstehendes Gedicht, welches in seiner mil-
den Schwermuth wohl zu den vorzüglichsten des Buches
gehört; „da Bäch!“

„Da Bua, dea schdehd bain Bäch,

Und schaud eam drauri nach!

„Du glücklich's Wassa l!“ — hōbb a an, —

„Das dua t'n awirina kan,

Wo maina Bis'l ia Hib'l schdehd,

Und wo s' bai dia schbadsia 'n gehd:

O Wassa l! o i bid,

Kiab's Wassa l, nim mi mid!“

Da Bua, dea schdehd bain Bäch,

Spind had a goa foan Glach:

Den d' Bis'l dd schdehd bain eam da,

Es halsd s' rechd nach sain Sniag'n ah.

Und wie asd *) glanzd da Schdea ndlschäin,

Da schbaig'n s' in a Schinackl **) ain,

Da Bäch, dea schbraibb si mid,

Al zwen nimd 's Wassa l mid.

*) oft: schon. **) Schinackl: Nachen.

Da Bua, bea^t schdehd bain^o Bach,
Und schaud eam drauri nach,
Dö Augna sand eam^o nas und driam,
Den d' Eisl^o had an^o Anda'n liaw;
Sain Wang is bloach und salb eam^o ain;
Fül Drobfnä fal'n in's Bach'l drain:
„D Wassa l! o i bid,
Nim s' zu da Eisl^o mid!“

Dö Eisl^o schdehd bain^o Bach,
Gfraid si au'm negs'dn^o Dach,
Wal s' mid an^o Buam, goa^t raich und schen,
Schon muaring zun^o Aldoa^t sol gehn;
Si lachd in's Bachl^o aini drain,
Und denk, wia s' muaring schen^t wia d' sain.
„D Wassa l!“ — ruafd s' — „i bid,
Liab's Wassa l! gfräi di mid!“

Da Bua, bea^t schdehd bain^o Bach,
Schba schaud a'n^o Wassa l nach,
Ganz z'rafd san^o saini schwoa^t z'n^o Hoä^t,
Und d' Jack'n had a z'riss'n^o goa^t.

Ea^r schäub und schäub — das Bach'l bräus,
 Ea^r schlagd sua 'n Kobf si mid da Fäus,
 Hiazd sbringd a^r bräm — suachd Frid,
 Und 's Wassa l nimd 'n mid.

Ob Bis'l gehd hain Bach,
 Ja Braidigam gehd ia nach,
 Es rdd'n und g'schboasln alahand;
 Da dragd da Bach 'n Buam an's Land;
 Grad sua^r da Bis'l wia^r sd a^r 'n aus,
 Sie schäub, sie schraub — ia kumb a Graus,
 Had nimamea^r an Frid,
 Bis 's Wassa l ah nimd mid.

Höchst anmuthig nimmt sich die niederösterreichische Mundart im Ausdrucke einer gewissen schalkhaften Kürze aus, welche gleichsam noch weit mehr hinter'm Berge zu halten scheint, als sie eigentlich mit klaren Worten sagt. Dies spricht sich z. B. in dem kurzen erzählenden Liedchen: „'s Halda-Ba l (das Hirten-Pärchen) ganz besonders treffend aus:

„Da Hans'l halt Dgsna, dd Gred'l halt Kig,
 Und asd ham l anand geä n griagd, ma woas goar
 nöd wia.

Da Hans'l had ausdrib'n um siari sua Dach,
Und dō Gred'l had ausdrib'n um sinst glai nach.

Da Hans'l had hindrib'n zum Gmoanwia t sain'n Droad,
Und dō Gred'l had hindrib'n bandmad af d' Woad.

Dō Gred'l had dub'ld herent *) bai dō Ria,
Und da Hans'l had dubelt fon drent'n **) mid ia.

Da Hans'l had iwri ***) a Buss'l g'woa fa,
Und dō Gred'l had afd'n oan's iwrataid †) a

'n Hans'l saint Dgsna, da Gred'l iari Ria,
Soan unt'ranand kema, ma woas goa nōd wia.

Da Hans'l und d'Gredl soan ah bainand g'wōsb,
Und Neames had's nōd g'wush, dōs woq schon's alabds.
Und g'hairad ham f'asb, is schbengan hiazd in oan'n Haus
Dō Dgsna und d'Ria, und so is dō G'schich aus.

Die Schmiegsamkeit dieses Dialectes und Anwendbar-
keit desselben für alle Versarten, selbst für die elegische,

*) herent: herüber.

**) drent'n: drüben.

***) iwri: hinüber.

†) iwra: herüber; kai'n: werfen.

ist wirklich zu bestaunen und zeugt für seine Lieblichkeit, aber zugleich auch für seine Kernhaftigkeit. Einige Distichen aus dem im Ton und Durchführung ganz vorzüglich gehaltenen, größern beschreibenden Gedichte: "da Baua bain Koasa saina Grangab (der Bauer bei des Kaisers Krankheit)" mögen den Beleg zu dieser gemachten Bemerkung abgeben:

„Dromad *) s^rgd a^r au'm Wag'n, und wia's selwa wüt,
lasß a^r 's Ros geh'n,

Denk: Was i hoambringa dua, bring i noch alawal
z'srua;

Singa duab a hiazd nob, und ah' da Dowag schmöckb
eam nima,

Fluach'n dab a wohl gea n, awa ea fia chd si da
Sind.

Danichi Baua'n bigög'nd a au'm Wdch, und dd doan a
schen grias'n,

Uwa ea dankb eana kam, so das fakema **) fua
eam,

Und da Dani zun Anda'n glai sagb: „Was muas 'n
Bachhuaba

*) dromad: oben.

**) fakema: erschrecken.

Den iwa d' Löwa sain g'foa^rn, das a so gre-
massi *) is?" —

Bain an oanschichbing **) Wia^r dshaus, was schdehd aum
Wöch an da Schdrafn,

Wo-r-a sunsb Hai gbb'n had, wan a^r in d'Schdad
aini is,

Foa^r d a och däämahl sabai; da Wia^r d schdehd grad unta
da Dia^r da,

Kuafsd eam: „Wachhuaba! wia^r schlaund's? ***) wia^r d
haind nöb g'wasad bai mia^r ?

I haw haind oan anzabfd, an Zwoazwoanzga an quad'n!"

Und da Wachhuaba sagd draf: „Dang schen, i han
haind koan Dua^r schd.“ —

*) gremassi: verdrüsslich.

**) oanschichbing: einzeln, einsam.

***) Wia schlaund's: wie geht es?